

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Tara Stella Deetjen

Unberührbar

Mein Leben unter den Bettlern von Benares

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Prolog	7
--------------	---

TEIL I

1	Warum willst du meinen Namen wissen?	11
2	Geankert	16
3	Niemand ist unberührbar	22
4	Herr der Wellen	30
5	Der Bettlerkönig	41
6	Der ganz normale Wahnsinn	51
7	Das Löwengesicht	63
8	Qualverwandtschaften	70
9	Die Sintflut	82
10	Unterwasserstadt	92
11	Abtransport	100
12	Oben ist unten	107
13	Trügerische Freiheit	121
14	Der sakrale Knast	130
15	Himmel und Hölle	134
16	Zurück ins Leben	143
17	Nach Indien wollte ich nie	150

TEIL II

18	Die erste Straßenklinik	167
19	Mit Pfeil und Bogen	178
20	Im Spiegel der Einfachheit	188

21	Zwischen den Welten	197
22	Durchblick	208
23	Fliegende Backsteine	214
24	Mit dem Mut der Verzweiflung	220
25	Geteert und gefedert	228
26	Bruder und Schwester	232
27	Der Schlaf des Gerechten	240
28	Der Engelmacher	249
29	Traum und Albtraum	255
30	Allein unter vielen	262
31	Straßentiger	266
32	Stimmentheater	273
33	Bittere Pillen	280
34	Fax vom Yogi	285
35	Entkommen	295
36	Meeresleuchten	302
37	Feurio!	308
38	Lebenslust	315
39	Mutter Teresa	322
40	Das Nirgendwogefühl	328
41	Der Himmelszug	338
42	Die Ratten der Lüfte	349
43	In den Händen der Wunderheiler	356
44	Die Pantherin	364
45	Das Fest des Lebens	373
	Epilog	379

Warum willst du meinen Namen wissen?

Als ich endlich an den langen Treppenfluchten ankam, die in Benares zum Fluss Ganga führen, verließ mich die Kraft, ich sank auf die oberste Stufe und krümmte mich vor Leibschmerzen. Mir gegenüber sah ich die Reihe der gewiss 100 leprakranken Bettler, die auf Almosen der Pilger angewiesen waren. Was für ein elendiges Schicksal. Sie saßen hier auf einem Quadratmeter Wegesrand, ihre Habseligkeiten neben sich in Tüten oder Stoffbündeln, und warteten auf den Tod. Die Krankheit hatte ihre Gesichter monströs entstellt und ihre Gliedmaßen verstümmelt, diese uralte Krankheit, die ich nur aus der Bibel, aus Filmen wie »Ben Hur« oder Büchern wie »Papillon« kannte. Die Kranken jagten mir Angst ein.

Was sind deine Durchfallattacken gegen diese Krankheit, ging es mir durch den Kopf. Da löste sich ein alter, weißhaariger, großgewachsener Mann aus der Reihe der Bettler und kam auf mich zu. O nein, ich kann jetzt beim besten Willen keine Münze aus meiner Tasche suchen, dachte ich, da stand er schon vor mir. Er schaute mich liebevoll an und sagte etwas in Hindi, was ich natürlich nicht verstand. Dann intonierte er plötzlich Gebete und streckte seine Krallenhand aus, um mich zu segnen. Dabei berührte er meinen Kopf, und ich konnte seine verkrümmten Finger und die verhornten Fingernägel auf meiner Kopfhaut fühlen.

Ein Schock durchfuhr mich – ein Leprakranker hatte mich angefasst! Aber die Furcht vor ihm und seiner Krankheit wich sofort, als ich ihm in die Augen sah. Er sprach weiterhin beruhigend auf mich ein, und ich merkte, wie die Spannung von mir abfiel und die Schmerzen sich von meinem Körper lösten. Unglaublich! Hier sitze ich als Touristin, die zum Vergnügen und aus Abenteuerlust um die halbe

Welt fliegt, um ferne Länder und Kulturen kennenzulernen, und dieser Bettler, als Unberührbarer ausgestoßen, hat Mitleid mit mir und bietet mir seine Hilfe an! Ich schämte mich dafür, dass ich in den vergangenen Tagen so oft ohne Almosen an den Kranken vorbeigelaufen war, weil sie aussahen wie Kreaturen der Hölle.

Zutiefst berührt und aufgewühlt stand ich auf und faltete die Hände zum »Namaste«, dem indischen Gruß.

Bis tief in die Nacht ließ mich die Begegnung nicht los. Ich wusste nicht, wie ich damit umgehen sollte und beschloss, mich am nächsten Tag bei dem Alten zu bedanken. Doch es widerstrebte mir, diesen herzengütigen Mann nur in seiner Bettlerrolle zu sehen und ihm Geld anzubieten, also zog ich morgens los und kaufte ein paar nützliche Dinge wie einen karierten, für Benares typischen Lunghi, ein Baumwolltuch, das sich Männer um die Hüften schlingen, einen Aluminiumbecher und einen Henkeltopf mit Deckel. Ich wollte ihm ein Geschenk mitbringen, so wie man das tut, wenn man zu Gast bei einem Freund oder Bekannten ist.

Mit Herzklopfen näherte ich mich der Bettlerreihe, ängstlich und unsicher. Die Geschenke hatte ich wie einen Schutzschild an mich gepresst. Der Alte kam heran, wieder schaute er mir forschend in die Augen, ich las Überraschung in seinem Blick. Mit Händen und Füßen bedankte ich mich bei ihm und übergab ihm die Mitbringsel. Da sprach mich ein noch ziemlich junger Leprakranker an, zu meiner Freude auf Englisch: »My name is Thiru«. Was ich denn von den Bettlern wolle, warum ich hier sei, jetzt schon länger als zwei Minuten? Ich sagte ihm, dass ich den alten Mann gern kennenlernen würde und bat ihn, für mich zu übersetzen. So konnte ich mich vorstellen und den Alten nach seinem Namen fragen.

»Ich heiße Musafir«, sagte er, was »der Reisende« bedeutet. Und erneut stellte er mein ganzes Denken in nur einem Moment auf den Kopf: »Kind«, fuhr er fort, ganz und gar nicht anklagend, sondern in nüchternem Ton, »seit 40 Jahren fragt mich kein Mensch mehr nach meinem Namen. Warum willst ausgerechnet du ihn wissen?«

Mittlerweile hatten sich zwei Kreise um uns gebildet. Ganz dicht standen mindestens 20 Leprakranke, und es wurden immer mehr, die aufgeregt untereinander diskutierten, alles kommentierten und sich

die Geschenke Musafirs weiterreichten, um sie zu begutachten. Der äußere Kreis bestand aus gesunden Indern, die mich fassungslos anstarrten.

Thiru nutzte sein Englisch. Neben ihm sprang ein anderer junger Leprakranker aufgeregt von einem Bein aufs andere, ungeduldig, weil Thiru die Fragen, die er mir stellen wollte, wohl nicht schnell genug übersetzte. Der Mann hieß Ramchandra, hatte tiefdunkles, längeres, dichtes Haar und ein schönes Gesicht mit kreisrunden, braunen Augen, die voller Begeisterung auf mich gerichtet waren. Einzig seine Hände und Füße verrieten die Krankheit. Er war einigermaßen sauber gekleidet, und ich sah sofort, dass er trotz seines Hundedaseins auf der Straße noch als Mensch und Mann wahrgenommen werden wollte.

Thiru dagegen schien diese Hoffnung schon lange begraben zu haben. Seine wilden langen Locken standen in alle Himmelsrichtungen ab, sie waren genauso starr vor Dreck wie seine zerfetzten Kleider. Er stank nach Wunden und Eiter. Mit Schrecken sah ich, dass an seiner rechten Hand nur der Mittelfinger zur Hälfte übrig war, alle anderen Finger waren Stümpfe.

Die Eindrücke überrollten mich. Wohin ich auch schaute, sah ich die Krallenhände, die vernarbten und wulstigen Lücken der amputierten Gliedmaßen, Fußstümpfe in Stoffresten mit Eiter durchsuppt – ein Albtraum am hellen Tag. Besonders furchterregend waren die Kranken mit dem sogenannten Löwengesicht, denen die Nase fehlte, statt ihrer ein Loch im Gesicht wie ein Krater. Auch die herunterhängenden unteren Augenlider sahen entsetzlich aus. Das alles hatte etwas Monsterhaftes. Es fiel mir schwer, die Männer lächelnd anzuschauen, die mich so freudig in ihre Mitte genommen hatten. Aber ich zeigte ihnen mein Entsetzen nicht, scherzte mit ihnen, beantwortete ihre tausend Fragen. Ich merkte, wie sie alles aufsogen und in der Aufmerksamkeit, die ich ihnen schenkte, förmlich badeten.

Ganz anders der äußere Kreis der Gaffer, der »normalen« Inder, die mich anschauten, als sei ich geistesgestört. Ihre feindlichen Energien konnte ich fühlen, ja fast schmecken. Da lag Aggression in der Luft. Manche versuchten, meine Begegnung mit den Leprakranken zu unterbinden, mit fast schon gebellten Ratschlägen und Befehlen

an die ausländische Frau. »You not talk with these ones!«, »Leprosy no good«, »You careful, you go now!«. Andere stürten mit Fragen: »Where you from? What is your country? Are you married? You sexy.«

Doch damit stießen sie auf Granit. Schon in den ersten Tagen hier in Benares hatte ich mir die Strategie zurechtgelegt, übergriffige Kommentare aus der Masse einfach auszublenden, zu ignorieren. Als Frau hätte man hier sonst an nur einem Tag verrückt werden können.

Mitten in diesem Chaos bat Thiru mich, einen Augenblick zu warten, er komme gleich wieder. Sofort redeten alle anderen Leprakranken auf mich ein. Ich konnte nur nicken und freundlich lächeln. Da mir von den ganzen Eindrücken der Kopf schwirrte, hockte ich mich auf die Treppenstufe neben Musafir. Aber gleich hieß er mich aufstehen und breitete ein Tuch auf der Stufe aus, das er aus einem Jutesack, in dem sich seine Habseligkeiten befanden, herauszog. Eine mahnende Stimme erklang in meinem Kopf, aber ich setzte mich, trotz der Ansteckungsfurcht.

Ich wusste zu diesem Zeitpunkt rein gar nichts über Lepra, und es gab auch damals noch kein Internet, man konnte es nicht schnell nachschauen. Gleichzeitig sah ich vor meinen Augen, was diese furchtbare Krankheit aus einem Menschen machen kann. Doch dass einer der Ärmsten der Armen mir seine Hilfe anbot, beeindruckte mich so tief, dass ich meine Ängste beiseiteschieben konnte.

Ich schaute mir Musafir genauer an. Er war ein großer Mann mit breiten Schultern. Er trug die traditionelle Kleidung der indischen Männer, ein leichtes Baumwollhemd mit Stehkragen und einen Dhoti, ein um die Lenden gewickeltes Tuch, ein Beinkleid, so wie Mahatma Gandhi stets gekleidet gewesen war. Seine Beine schauten unter diesem Tuch hervor, sie waren mit großflächigen Flecken übersät, seine Finger gekrümmt. Die Fingernägel sahen aus wie Vogelkrallen, weil sie so verhornt waren. Ich mochte sein Lachen. Wie ein lieber vertrauter Großvater erschien er mir, der seiner Enkelin gleich Geschichten von früher erzählen würde. Sein Blick war verankert im Hier und Jetzt, keinerlei Traurigkeit überschattete ihn, das bewunderte ich sofort an ihm. Was mochte dieser Mann wohl erlebt haben, seit er an Lepra erkrankte? Wollte ich das überhaupt wissen? Ja, ich wollte.

Als Thiru zurückkam, trug er umständlich eine Baumwolltasche in

den Händen. Ohne Finger konnte er die Henkel nicht richtig greifen. Er reichte sie mir mit der Bitte, den Inhalt auszupacken. Also steckte ich die Hand vorsichtig in diese vor Schmutz stehende Tasche und zog mit den Fingerspitzen eine dicke Papierrolle hervor. Als ich die Blätter entrollte, breitete sich ein Meer aus Farben vor mir aus.

»Die habe ich gemalt«, verkündete Thiru mit stolzgeschwellter Brust. Die Bilder waren lebendig, farbenfroh und phantasievoll, ganz und gar indisch. Ich schaute ungläubig auf seine Fingerstümpfe. Er musste meine Gedanken gelesen haben, denn sogleich demonstrierte er mir, wie er sich einen Bleistift oder Pinsel in den Handteller legte und mit einem Stoffrest dort fixierte. So könne er zeichnen. Großartig, ich taufte ihn *artist man* und war schwer beeindruckt. »Aber jetzt kann ich nicht mehr zeichnen, ich habe kein Papier und keine Stifte mehr«, sagte er. Sofort versprach ich Abhilfe, damit er weitermalen könne. Feuer und Flamme für diesen Plan verabredeten wir uns für den folgenden Tag.

Ich beschloss, nun zu gehen, außerstande, noch mehr von dieser mir so neuen Welt aufzunehmen. Doch ich fühlte, dass hier etwas Besonderes begann. Dass ich die Gelegenheit hatte, in eine Lebenswelt zu blicken, die eine junge Frau aus dem Westen sonst nicht zu Gesicht bekommt. Ich hatte Angst davor. Und ich freute mich darauf.

Geankert

Sechs Monate lang hatte ich Zeit, Nepal und Indien zu bereisen. Ich war Anfang 20 und allein mit dem Rucksack unterwegs. Nach meiner Reise wartete ein Studienplatz für Fotografie an einer Designschule in Rom auf mich. Auf dem Weg zurück nach Kathmandu wollte ich mir unbedingt Benares, auch Varanasi genannt, die heilige Stadt der Hindus, ansehen – Kashi, die Stadt des Lichts, so wurde Benares in den alten Schriften genannt, und so heißt auch noch heute der sakrale Kern der Stadt. Für Hindus ist sie das Zentrum des Universums, eine der ältesten Städte der Welt. Nach den Schriften ist sie 3500 Jahre alt, nach der Geschichtsschreibung 2500 Jahre. Dort wollte ich eine Bootsfahrt auf dem heiligen Fluss Ganges erleben.

Benares ist Himmel und Hölle auf einen Blick, verlockend und abstoßend, die schiere Überforderung der Sinne. Ein gewaltsames Chaos aus Menschen, Tieren, Gerüchen, Geräuschen, alles gleichzeitig und unaufhörlich. Elend, Schmutz und Armut, ziselierter Paläste und reiche Tempel. Nach meiner ersten Rikschafahrt durch Menschenmassen, wie ich sie zuvor noch nie gesehen hatte, kam ich abgekämpft endlich in Dasaswamedh Ghat, dem Ziel aller Pilger, an. Hier wollte ich mir ein am Ufer gelegenes Guesthouse suchen.

Noch vor den Treppen, die zum Ufer des Ganges hinunterführen, setzte ich mich in einen Chaishop, einen Teeladen, der am Wegesrand lag. Der süße, nach Zimt und Kardamom duftende Milchtee wurde mir in einem Tontöpfchen gereicht, und ich beobachtete das Leben auf dem schmalen Pilgerweg. Neben dem Teeladen reihten sich kleine Souvenirshops aneinander, alles Bretterbuden, schnell auf- und abgebaut. Dieser »Ladenzeile« gegenüber saßen Bettler.

Eine endlose Flut von Pilgern strömte den Weg entlang. Mal waren

es einzelne, oft aber ganze Schwärme, manche auch barfuß und singend, in der Hand hielten sie Opfergaben wie Blumenketten, Lichter, Kokosnüsse oder Früchte.

Aus den Radios der Verkaufsstände plärrte Bollywoodmusik. Kühe mischten sich unter die Menschen und trotteten den schmalen Weg entlang, sie fraßen vom Boden weg, was sie fanden. Rüdige und schmutzverkrustete Straßenhunde lagen am Rand des Weges. Sie schliefen trotz des Getöses um sie herum. Ihre große Stunde schlug erst bei Dunkelheit.

Ich hätte dem bunten Treiben noch viel länger zuschauen können, doch schließlich stand ich auf und lief die Treppen zum heiligen Fluss hinunter. Ganga war viel breiter, als ich sie mir vorgestellt hatte, ein wirklich mächtiger Strom. Eine Lebensader. Große und kleine Ruderboote voller Pilger waren auf dem heiligen Wasser unterwegs, und am Ufer standen Tausende bis zur Hüfte in den Fluten und beteten. Dann sah ich in der Flussmitte einige Hausboote. Mein Herz tat einen Freudensprung – ein Hausboot auf der heiligen Ganga ist doch viel reizvoller als ein schnödes Hotelzimmer. Bald hatte ich die Bootsmänner entdeckt, die in einem Pulk herumstanden und ihre Dienste laut anpriesen. Mein Blick fiel auf einen jungen Bootsmann, der nicht aus voller Kehle schrie und mir schon deswegen gleich sympathisch war. Ich fragte ihn, ob ich eines dieser Hausboote mieten könne, und wir wurden sofort handelseinig. Der Bootsmann hieß Avan. Ich sollte warten, er mache das Boot klar und hole mich dann ab, übersetzte ich mir sein gebasteltes Englisch und die ausladenden Gesten. Er brachte das Hausboot in die Mitte des Flusses, dann ruderten wir mit einem kleinen Boot hinüber.

Ich war glücklich. Bei sommerlichen Temperaturen im März war ich das erste Mal auf Mutter Ganga und zog auch gleich bei ihr ein. Mit jedem Ruderschlag wurde es ruhiger, und das Gefühl des Bedrängtseins fiel von mir ab. Die Masse Mensch blieb hinter mir, ans Ufer gebannt. Auf Ganga waren nicht mehr viele unterwegs, ab und an ein Boot, sonst nur Wasser, Wind und Wellen.

Mein Hausboot war klein, hellblau bemalt und ganz aus Holz. Der Innenraum bot Fensterläden und rundherum eine Sitzbank, sonst aber gar nichts. Ich kaufe mir eine Schilfmatte zum Schlafen, dachte

ich. Innen wie außen war mein schwimmendes Zuhause mit farbigen Götterfiguren verziert, die einmal vier, einmal sechs Arme hatten und jeweils drei Augen, in dicken Pinselstrichen aufgemalt.

So saß ich zufrieden im Schatten des Baumwolltuchs, das ich mir als Sonnensegel auf dem Bootsdach aufgespannt hatte. Mein Boot lag an einem langen Ankerseil, es schaukelte träge und drehte sich, und mein Blick fiel manchmal auf das Ufer mit der prächtigen, alten Stadt und dann wieder auf das gegenüberliegende, naturbelassene.

Benares erstreckt sich über sechs Kilometer am Ufer der Ganga entlang, jedem Uferabschnitt kommt eine andere Bedeutung zu, Charakter und Atmosphäre wechseln alle 100 Meter. Von weitem mutete die Stadt wie ein Panorama aus dem Mittelalter an, ich konnte mich gar nicht sattsehen. Auf den ersten Blick war die Uferpromenade von prunkvollen Tempeln und alten Palästen, langen Treppenfluchten und abertausenden badenden Pilgern bestimmt, doch an manchen Uferabschnitten lagen Herden von Wasserbüffeln im Schlamm, spielten die Jungen Cricket, oder es wurden dort die Toten auf gewaltigen Scheiterhaufen verbrannt. An einem der Ghats weiter links wuschen mindestens 20 Männer in einer langen Reihe Wäsche im Fluss. Ich beobachtete, wie sie ihren ganzen Körper einsetzten und mit weit ausholender Schleuderbewegung die nasse Wäsche auf die am Ufer eingelassenen flachen Steine schlugen. Seifenschlieren sammelten sich an der Wasseroberfläche. Das rhythmische Aufklatschen klang fast wie ein Trommelwirbel, die Ankündigung von etwas Aufregendem. Dieses gesamte Ghat gehörte der Wäsche. An langen Seilen flatterten weiße und bunt leuchtende Kleidungsstücke und Laken, Saris in den farbenfrohesten Mustern waren zum Trocknen auf den Stufen ausgebreitet und leuchteten um die Wette. Kaum ein Stückchen Treppe, das nicht von Stoffen belegt war. Dazwischen hüpfen die Kinder der Wäscher und sammelten Getrocknetes ein. In großen Stapeln trugen sie es zur Mutter, die in einem kleinen Shop am Straßenrand mit dem stets heißen Kohlebügeleisen darauf wartete, die frische Wäsche zu pressen und zu falten.

Das gegenüberliegende Ufer bestand aus hellem Sand, so weit man schauen konnte, fast eine Dünenlandschaft, gesäumt von grünen Bäumen. Ab und zu ragte eine Palme heraus. Die Einheimischen

glaubten, dass dieses Ufer verwunschen sei und von bösen Geistern heimgesucht werde, deshalb baute hier niemand sein Haus. Träge lagen dort die Hunde halb eingegraben im feuchten Sand in der Sonne, und etwas weiter sah ich zahllose mächtige Aasgeier dösen, das erste Mal, dass ich diese archaischen Geschöpfe in freier Wildbahn zu Gesicht bekam.

Am Abend lud Avan mich zum Essen ein, das er auf dem Hausboot zubereiten wollte. Er kam mit einem kleinen Jungen, den er als Sohn seines ältesten Bruders vorstellte. Er hatte alles dabei: einen kleinen Pumpofen, gefüllt mit stinkendem Kerosin, Kochtöpfe, Pfannen und eine Menge Reis, dazu *dal* und *subji*, Linsen und Gemüse. Zuletzt packte er die Gewürze aus, die in Zeitungspapierfetzen gewickelt waren: grüner und schwarzer Kardamom, Lorbeerblätter, Koriandersamen, Ingwer, Kümmel und gelbleuchtendes *haldi powder*, Gelbwurz. In einem anderen Zeitungspapier lagen ein Bund Koriander und frischer Knoblauch, alles zusammen verströmte den verheißungsvollen Duft der indischen Küche. Avan zündete eine weitere Funzel an, er benutzte selbstgemachte aus alten Hustensaftfläschchen, in deren Verschluss er ein Loch bohrte und einen Docht hindurchführte. Mit Kerosin gefüllt gab das Fläschchen ein paar Stunden Licht. Als das Bootsinnere schwach, aber ausreichend beleuchtet war, machte er sich an die Arbeit und startete mit wildem Pumpen den fauchenden, verbeulten Kerosinkocher, bis eine Flamme blau hochschlug. Mir fiel auf, dass die Töpfe ohne Henkel waren, da entdeckte ich eine massive Greifzange, mit der Avan dann auch geschickt die glühenden Pfannen jonglierte. Ich konnte sehen, dass er das Essen mit Hingabe zubereitete. Sorgfältig schnitt er die Zwiebeln in perfekte Würfel, zerstieß frische Gewürze im Mörser und brachte so ihren Duft und Geschmack ganz zur Entfaltung.

Avans Haar sah dabei aus wie mit einem dicken Kohlestift gezeichnet, schwarz leuchtend und dicht. Wie viele Inder benutzte er Senföl für Haut und Haar, und deshalb glänzten sie stets, selbst im Schein der Funzel.

Wir saßen im Schneidersitz vor dem Kocher und versuchten, mit Händen und Füßen eine Unterhaltung zu führen. Ich wollte von ihm wissen, warum er Bootsmann geworden sei, da schaute er mich ver-

dutzt an, schüttelte den Kopf und antwortete: »No why. This natural. My father boatsman, my brothers boatsman, my sisters marry boatsman, my mother father also boatsman. Everybody boatsman my family. Me of course boatsman. Born boatsman.« Und so erfuhr ich, dass das Leben in Benares doch noch dem strengen Kastendenken folgte, auch wenn das Kastensystem in Indien offiziell schon lange als abgeschafft galt. Die Brahmanen bildeten als Priester und Gelehrte die höchste Kaste, ihnen folgte die Kriegerkaste, dann die Händler und Bauern. Das Schlusslicht der vier Kasten bildeten die Arbeiter, zu denen auch die Bootsmänner zählten. Man konnte die Kasten nicht wechseln. Anders als meine Freunde und ich konnte Avan sich nicht aussuchen, wie sein Lebensweg verlaufen soll, was er arbeiten will, was seinen Talenten entspricht. Das alles ist vorbestimmt und mit der Geburt festgelegt: Er macht das, was die Familie macht.

Dann erzählte Avan, dass er nie über Benares hinausgekommen sei, es habe sich nicht ergeben, aber er wolle gern einmal mehr von Indien sehen. Da schämte ich mich fast ein bisschen. Jede Rupie, die er verdiene, gehe an seine Eltern, berichtete er, denn sein Vater müsse noch die Hochzeit der Jüngsten bezahlen, und das sei sehr viel Geld, sie alle arbeiteten dafür. Ich hatte schon von dem Brauch der Mitgift gehört, die Väter für ihre Töchter zahlen müssen und die für viele indische Familien den Ruin bedeutet. Während des Reiskochens erklärte mir Avan seine Familienverhältnisse genauer: Er hatte drei ältere Brüder, zwei ältere Schwestern und eine jüngere. Alle bewohnten gemeinsam ein Haus etwa fünf Minuten von hier, in der Nähe der großen Kreuzung, Godaulia Crossing. Die älteren Brüder lebten mit ihren Frauen und Kindern dort, ebenso Avans Mutter und Vater. Nur die älteren Schwestern, die schon geheiratet hätten, lebten bei ihren Ehemännern. Seine jüngere Schwester und er seien noch nicht verheiratet. Ich überschlug das Gehörte im Kopf: Bei drei bis vier Kindern pro Bruder gibt das mehr als 20. Das sind aber viele Familienmitglieder und Generationen in einem Haus!

Es roch schon verlockend, doch es dauerte lange, bis die Mahlzeit auf nur einer Flamme zubereitet war. Wir lachten dabei die ganze Zeit, die Verschiedenheit unserer Leben hielt die Unterhaltung, das Witzeln und Gelächter in Gang. Im Dunkel der Nacht genossen wir

dann auf dem Dach des Hausbootes schweigend unser Essen. Es war das schmackhafteste, das ich bis dahin in Indien gekostet hatte, wenn auch derart scharf, dass mir die Tränen kamen. Ich hoffte, dass man das im Dunkeln nicht so sehen konnte. Es war wie innerlich zu verbrennen, wie kurz vor der Explosion. Kehle, Mund und Hals standen in Flammen. Avan und dem Kleinen machte die Schärfe anscheinend gar nichts aus. Sie genossen sie, zogen manchmal hastig Luft ein und aßen weiter. Als er dann mit seinem Neffen in die Nacht ruderte und ihre Silhouetten in Richtung Ufer verschwanden, winkten mir beide noch einmal zu. Ich freute mich, die Bekanntschaft Avans gemacht zu haben. Er war ein guter Mensch, das fühlte ich.

Mitten in der Nacht wachte ich auf. Ich lag auf dem Dach unter freiem Himmel. Es war auf einmal höherer Wellengang. Mein Hausboot schaukelte ordentlich in der Strömung, und das Holz unter mir knarrte und ächzte. Ich band meine Decke mit einem Schal an mir fest, damit ich sie nicht verlor, weil der Wind heftig blies. Das Geräusch des Windes hielt mich noch ein wenig wach, und als das starke Schaukeln in ein schwächeres überging, schlief ich wieder ein.